

Im Wartezimmer

Autor(en): **Lith de Jeude van, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Wartezimmer.

Von E. van Lith de Feude. Aus dem Holländischen von A. Angst.

Louis Halder las vor dem Anläuten nochmals die Buchstaben auf dem weißen Schild an der Haustüre des Augenarztes: Sprechstunde von 1—3 Uhr. Jetzt war's ein Viertel vor 3 Uhr, also fast zu spät. Er zögerte. Sollte er wirklich läuten? Ja, redete er sich zu, einmal muß es sein! Er versuchte über seine dumme Angst zu lachen. Eigentlich benahm er sich wie ein ganz junges, unerfahrenes Mädchen, nicht wie ein fast fünfzigjähriger Mann. Und seine Augen wurden doch immer schwächer, schon zu lange hatte er gewartet. Ach, man wird sparsam bei so geringem Gehalt — sparsam und ängstlich. Ängstlich — weshalb? — Um aus Arztes Munde die Wahrheit zu hören: „Sie müssen aufpassen, denn Sie sind nicht mehr jung . . .“

Halder läutete. Ein alter Diener mit weiß und rot gestreifter Weste öffnete, half ihm Hut und Mantel ablegen und führte ihn ins Wartezimmer. Kaum unterschied er im Zwielflicht zwei andere wartende Personen: ein in der Fensternische sitzender Herr und eine am Tisch lesende Dame. Nach kurzer Verbeugung suchte er vorsichtig den Stuhl beim zweiten Fenster. Die Dame schaute nicht auf von ihrem Buch, während der Herr seinen Gruß erwiderte. Louis Halder mußte sich wieder an die deprimierende Atmosphäre im Wartezimmer des Arztes gewöhnen. Es war immer dasselbe: ein paar alte Stühle, ein Kachelofen, einige Zeitschriften und eingebundene Jahrgänge, die, weil in einem Wartezimmer liegend, von vorneherein langweilig anmuteten.

Er schaute zum Fenster hinaus. Es herrschte wenig Verkehr auf der breiten, schönen Straße; der nasse, feuchte Winterabend schien alle Leute ins warme Zimmer zu locken. Warum nur, sagte er sich, ist das Warten hier so bemühend, da ich doch zum voraus weiß, daß es für mich keine unangenehme Überraschung gibt, höchstens eine stärkere Brille und der Rat, mich zu schonen in Aussicht steht? —

Jetzt hörte er im Gang einen Patienten weggehen. Der Diener erschien unter der Türe und lud den Nächstfolgenden ein, ins Sprechzimmer zu kommen. Der Herr am Fenster verließ seinen Platz. Einen Augenblick später kehrte der Diener zurück, um im Wartezimmer das elektrische Licht an-

zudrehen, da das Lesen in der früh hereingebrochenen Dämmerung unmöglich geworden war. Halder sah nach der Frau, die ihm den Rücken halb zuehrte. Sie war nicht mehr sehr jung; das unter dem Hut hervorquellende Haar war leicht ergraut. Sie war einfach, aber mit gutem Geschmack gekleidet. Halder besann sich eben, wo er die Dame, deren Figur und Haltung ihm bekannt vorkamen, schon gesehen hätte, als ihr beim Umwenden eines Blattes unachtsamerweise die auf dem Tisch liegenden Handschuhe zu Boden fielen. Zuverkommend hob er sie auf und gab sie der Dame mit einem höflichen: „Bitte, gnädige Frau“, zurück.

Jetzt schaute sie vom Buch, das sie sehr zu interessieren schien, auf, um sich zu bedanken — und — stockte.

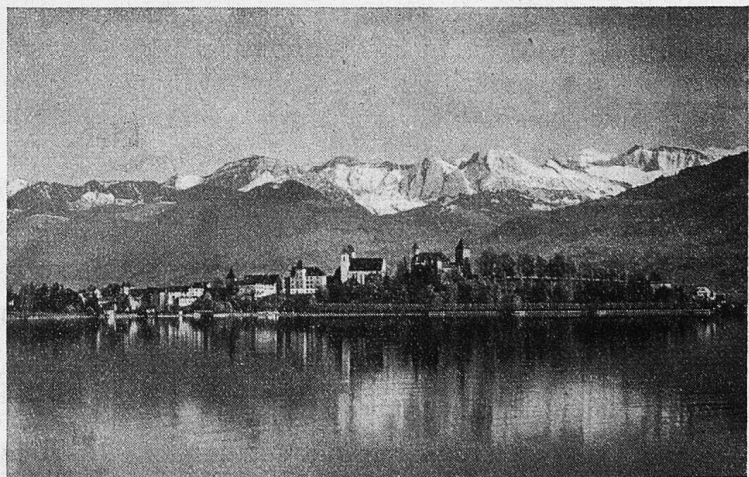
„Tilly, welcher Zufall! Ich erkannte dich nicht. Du warst so ins Buch vertieft und meine Augen — — —“

Eine tiefe Röte färbte die Wangen der Angeredeten. „Louis . . ., wie sonderbar, daß wir uns hier treffen! Bist du schon lange in der Stadt?“

„Fünf Monate —, doch gehe ich nirgends hin. — Ich muß sparen. Die Zukunft liegt düster vor mir, und ich habe auch gar keine Lust mehr zur Geselligkeit.“

„Ich ebensowenig. Darum sind wir einander nie begegnet.“

Das Gespräch stockte. Beide dachten an die elf Jahre zurückliegende Zeit, da sie soviel zusammen ausgegangen waren.



Rapperswil.

Dieses endlose Ausgehen, diese Unterhaltungen Tag um Tag, Abend um Abend hatten den Keim gelegt zu allen Unannehmlichkeiten, die schließlich in ernstestem Zwist ausarteten und mit Scheidung endigten. Was hatten doch diese Geselligkeiten mit dem schalen Drum und Dran für einen Sinn? — Sie reizten, stimulierten anfänglich, auf die Dauer aber ließen sie kalt, unbefriedigt. Innerlich waren beide zermürbt; sie haßten im Grunde diese Art Leben, konnten sich jedoch nicht befreien. Er hatte anderen Frauen den Hof gemacht, sie wiederum ließ sich von andern Männern betören; es war eine stete Revanche, welche immer schärfere Formen annahm, bis der Bruch unvermeidlich schien. Ein Glück nur, sagten sie sich, daß keine Kinder da waren, — dann gingen sie endgültig auseinander.

„Wie geht es dir jetzt, Louis?“ fragte die Frau.

„Ach, wie soll es mir gehen?! Man wird eben ein wenig älter und nicht viel vernünftiger. Die Zeiten sind schlecht, vielleicht erwartet mich ein böses, armseliges Alter.“ — Seine Stimme klang bitter. Um den Eindruck abzuschwächen, meinte er ablenkend: „Und wie ist es dir inzwischen ergangen, Till?“

„Ziemlich gut. Ich hatte mich wieder verheiratet.“

„Ja, das habe ich damals gehört.“

„Vor drei Jahren starb mein Mann. Er war älter als ich und immer sehr besorgt um mein Wohl. Ich kann ganz bequem leben...“ — Er wollte sagen: „Und ich — kaum...“, aber er hielt die Worte zurück.

„Bist du deiner Augen wegen hierher gekommen?“ fuhr die Frau fort.

„Ja, sie werden schlecht.“

„Die meinen auch, doch sind sie noch nicht sehr schlimm; immerhin muß ich aufpassen. Ich werde eben auch älter.“

„Du bist doch noch nicht alt, Till!“

„Doch, freilich, man merkt's an den Augen, die sehen alles weniger scharf.“

Eine Stille folgte, man hörte nur das Feuer knistern. Dann fuhr die Frau fort: „Später fragt man sich, ob es nicht vielleicht besser sei, alles weniger deutlich, weniger kritisch zu beobachten, als man in der Jugend gewöhnt ist. — Ich habe oft darüber nachgedacht, Louis, aber ich wollte dir nicht schreiben, weil ich fürchtete, du fassst alles verkehrt auf. Wenn man älter wird, sieht man viele Sachen in anderm Licht; man wird nachsichtiger, rücksichtsvoller, urteilt weniger scharf und bekrittelt nicht alles wie in jungen Jahren. Ich glaube...“

Das Wartezimmer wurde geöffnet, der Diener erschien mit seinem: „Bitte, der Nächste...“

Die Frau folgte ihm, Louis blieb allein zurück. Ein paar Mal ging er im Zimmer auf und ab, dann setzte er sich an den Tisch und blätterte in den Büchern, ohne irgend etwas zu verstehen. „Was macht sie jetzt, woran denkt sie nur?“ — fragte er sich. Und ihm wurde schwindlig vor ängstlicher Spannung.

Endlich — wie endlos lange dauerte es doch! — ging die Wartezimmertüre auf. Till trat ein und nickte Louis mit feuchtglänzenden Augen zu. Tief senkte sich ihr Blick in den seinen...

Und während der Mann wie im Traum nach des Arztes Sprechzimmer ging, hörte er ihre ruhige, klangvolle Stimme zu dem verwunderten Diener sagen: „Ich warte hier auf meinen Mann...“

Lied.

Noch reicher willst du mich beschenken
und gabst doch alles schon!

Du wandelst mir das Deingedenken
in leisen Harfenton

und machst, daß ich die Arme breite
zur näch'tgen Sternenwelt

und gibst im Traum mir das Geleite
mit deinem Augenzelt.

Du machst, daß alle Farben reiner,
die Blumen schöner blühn;

du machst mir alle Sorgen kleiner
und leichter alles Mühn.

Aus deiner Augen holdem Lachen
sind Wunder mir geschahn.

Was wirst du einst aus mir noch machen,
wenn wir uns wiedersehn?